



ROMAN

it

ALEX VAN GALEN

DIE TEUFELS  
SONATE

Mikhael Notovich ist ein gefeierter Pianist: ein furioser Liszt-Virtuose, unangepaßt und wild, ein Frauenheld und Exzentriker und besessen von seiner Musik. Immer mehr spielt er sich in seine eigene, dunkle Welt ... Während eines Konzerts wird Notovich plötzlich wegen Mordverdachts an seiner Freundin Senna verhaftet – er selbst kann sich an nichts erinnern. Plötzlich taucht der rätselhafte Valdin auf, der Notovich nicht nur mit seiner Musik und Besessenheit für Liszt herausfordern und übertrumpfen will. Er scheint das Geheimnis über Senna zu kennen und verstrickt Notovich in ein teuflisches Spiel ...

Ein Roman über Leidenschaft, Verlust und Obsession – und die mitreißende Macht der Musik.

Alex van Galen, 1965 geboren, studierte Literaturwissenschaft an der Universität in Utrecht und arbeitete als erfolgreicher Drehbuchschreiber für das Fernsehen. *Die Teufelssonate* (2010) ist sein zweiter Roman und wurde in den Niederlanden in kürzester Zeit zum Bestseller.

insel taschenbuch 4020

Alex van Galen

Die Teufelssonate





Alex van Galen  
Die Teufelssonate

Roman

Aus dem Niederländischen

von Arne Braun

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem  
Titel *Duivelssonate* bei A.W. Bruna Uitgevers B.V., Utrecht.  
© Copyright 2010 by Alex van Galen.  
Umschlagfoto: Ilona Wellmann/Trevillion Images/Shutterstock.com

Der Briefwechsel Franz Liszt – Marie Gräfin d'Agoult  
wurde zitiert nach: Franz Liszt, Briefe an Marie Gräfin d'Agoult.  
Hg. von Daniel Ollivier. S. Fischer Verlag, Berlin 1933.

insel taschenbuch 4020

Originalausgabe

Erste Auflage 2011

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,  
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

[www.hildendesign.de](http://www.hildendesign.de)

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35720-9

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

# Die Teufelssonate

*Für Herman und Betty*

»Somewhere in here I was born . . . and there I died.  
It was only a moment for you. You took no notice.«

Aus: *Vertigo* von Alfred Hitchcock

## PROLOG

Notovich war immer für sein ausgezeichnetes Gedächtnis berühmt gewesen. Der Pianist hatte Hunderte Kompositionen im Kopf, die er problemlos hervorzaubern konnte. Selbst noch Jahre nachdem er sie einstudiert hatte. Und nicht nur die Noten, sondern auch die kleinsten Anweisungen des Komponisten, winzigste Variationen in der Dynamik. Sein Gedächtnis war ein Instrument für sich.

Bis zu jenem Abend.

Die Mitarbeiter des Theaters dachten, daß er nicht mehr kommen würde. Sie stritten schon darüber, wer sich mit einer kurzen Ansprache ans Publikum wenden sollte. Aber Punkt acht Uhr erschien er plötzlich in den Kulissen, lief auf die Bühne und setzte sich an den Flügel, ohne jemanden anzublicken.

In der ersten Reihe sahen manche Leute sofort, daß etwas nicht stimmte. Notovich war aschgrau und wirkte unruhig. Sein Haar war wirr, das Hemd hing ihm aus der Hose, und ein seltsames, nervöses Hüsteln plagte ihn. Doch das war nicht das Beunruhigendste. Jeder kannte die Geschichten über das bizarre Verhalten des Pianisten, darum waren seine Konzerte so gefragt. Er strahlte eine dämonische Kraft aus, die Angst einflößte, einen aber auch in Verzückung bringen konnte. Ganz vorn saßen meistens junge, attraktive Frauen, die beileibe nicht nur wegen der Musik kamen. Ein Abend mit Notovich war spannender als ein Blind Date, vor allem wenn man das Gefühl hatte, daß er vom Flügel aus kurz zu einem herüberschaute. Ein bißchen Wirbel war also normal.

Doch diesmal war da mehr.

Ein Raunen ging durch die ersten Reihen. Die Besucher hinten verstanden nicht, worüber die anderen sich erregten, sie saßen zu weit von der Bühne entfernt.

Notovich fing an zu spielen. Ein Präludium stand auf dem Programm, aber er hielt sich nie an Programme. Er begann mit der fünften *Transzendentalen Etüde* von Franz Liszt. Diese Etüde ist schwindelerregend schwierig, beinahe unspielbar. Kein normal denkender Mensch würde ein Konzert damit eröffnen.

Das Raunen wallte durch den Saal nach hinten und erreichte schon bald den Direktor des Pariser Theaters, der dort stand und zuhörte. Dieser erzählte anschließend in einer Talkshow seine Version der Geschichte, in der er natürlich die Hauptrolle spielte. Er war spät im Theater eingetroffen und hatte Notovich daher nicht selbst begrüßen können (er tönte immer, daß er so ein inniges persönliches Verhältnis zu »seinen« Stars habe, aber bei schwierigen Künstlern kam er regelmäßig zu spät). Er bemerkte, daß das Publikum unruhig war, doch auch er vermochte nicht zu erkennen, warum.

Im Laufschrift eilte er um den Saal herum. Leicht keuchend erreichte er den vorderen Eingang und schaute auf die Bühne. Von Notovich, der offensichtlich völlig in seiner Etüde aufging, war nur der Rücken zu sehen. Durch eine kleine Tür begab sich der Direktor in die Kulissen. Auch von dort aus konnte er nicht erkennen, was los war. In den ersten Reihen waren einige Leute aufgestanden und diskutierten, was zu tun sei. Andere gestikulierten, sie sollten sich setzen und still sein.

Er mußte eingreifen, aber wie?

Er betrat die Bühne. Der Pianist schien tief in sich versun-

ken. Er war halb über die Tasten gebeugt, um die letzten Akkorde so gut wie möglich zu plazieren. Hinterher sagte Notovich, er wisse nicht einmal, welches Stück er gespielt habe. Als habe jemand anderes von seinem Körper Besitz ergriffen. Da sei nur die Musik gewesen. Ansonsten totale Finsternis, dumpfe Stille.

Dem Direktor stockte der Atem, als er endlich die Ursache der Unruhe entdeckte: Der Pianist hatte Blut an den Händen. Notovich näherte sich nun den letzten Takten der Etüde und ging immer noch völlig in der Musik auf. Auch sein Hals und sein linkes Ohr waren blutverschmiert. War er verwundet? War das Blut schon vor seinem Auftritt dagewesen? Als der Direktor dem Pianisten vorsichtig die Hand auf die Schulter legen wollte, hörte er schnelle Schritte.

Von beiden Seiten kamen Polizisten auf die Bühne gelaufen, angeführt von einem Ermittler in Zivil. An allen Ausgängen waren Beamte postiert. Im Saal brach Chaos aus. Die Leute schrien durcheinander und griffen zu ihren Handys, um die Außenwelt zu informieren. Manche filmten das Geschehen sogar.

»Monsieur, es tut uns sehr leid, aber wir müssen Sie festnehmen.«

Keine Reaktion. Notovich war gerade bei seinem allerletzten Akkord. Der Direktor wartete den Schluß nicht ab und legte die Hand auf Notovichs Arm. Die Musik blieb unerschlossen in der Luft hängen und schien sich dann in nichts aufzulösen. Der Saal verstummte. Der Pianist schaute erstaunt auf die fremde Hand.

Der Ermittler räusperte sich.

»Bitte kommen Sie mit aufs Revier. Es geht um das Verschwinden von Senna van Ruysdael.«

Dieser Name schien nicht zu dem Pianisten durchzudringen. Er schaute den Polizisten mit dem wilden Blick eines Kindes an, das gerade bestraft worden ist.

»Soll ich weitermachen?«

Der Direktor schüttelte den Kopf, das sei nicht nötig. Dann ließ Notovich sich unter dem Piepen und Klicken von Handys und Kameras fügsam abführen. Im Internet kursierten noch am selben Abend Aufnahmen, verwackelt und schlecht belichtet: Notovich schwebt zwischen zwei Uniformen über die Bühne, bleich, mit leeren Augenhöhlen, ein Echo aus einer anderen Welt.

Direkt vor der Bühne brach eine Frau zusammen. Eine andere begann, laut zu schluchzen. Das war *ihr* Notovich, niemand durfte ihn verletzen. Manche Leute spürten, daß dies ein historischer Moment war, und fingen an zu klatschen. Der zögernde Applaus schien den Pianisten seltsamerweise doch zu erreichen. Reflexartig drehte er sich um und machte eine elegante Verbeugung. Es war das letzte Mal, daß das große Publikum ihn spielen hörte.

In den ersten Tagen umgab ihn Sennas Anwesenheit noch wie ein Parfüm, das langsam verflog. Er konnte sie auf seiner Haut spüren, in seinen Kleidern riechen und neben sich im Bett liegen sehen. Aber danach begann das große Vergessen, gnadenlos wie das Fortschreiten der Zeit. Die Details verblaßten. Die kleinen Flaumhärchen auf ihrer Wange, die seltsame Ausstülpung ihres Nabels und der Geschmack ihrer Haut – alles wurde unschärfer. Manchmal kam auf einmal eine ihrer bizarren Bemerkungen in ihm hoch, doch dann zweifelte er wieder: Hatte sie wirklich genau diese Worte gebraucht? Auch die entglitten ihm immer häufiger.

Aber das war nicht das einzige, was er verloren hatte. Ihre letzten Stunden waren vollständig aus seinem Gedächtnis gelöscht.

Der Tag, an dem sie verschwand, hatte angefangen wie alle anderen. Er hatte lange im Bett gelegen und gelesen. Als er Hunger verspürt hatte, war er lustlos zu einem Restaurant geschlendert. Danach war er stundenlang durch die Straßen gestreift, wie er es öfter tat. Seit die Beziehung mit Senna vorbei war, fehlte seinem Leben jede Richtung. Doch was an jenem Tag sonst noch geschehen war, wußte er nicht mehr.

Die Polizei unternahm zunächst nicht viel, als die Meldung über Sennas Verschwinden einging. Eine Streife schaute bei seiner Wohnung vorbei, aber er war nicht zu Hause. Niemand hatte ihn gesprochen oder gesehen. Bis eine Nachbarin abends beobachtete, wie er in ein Taxi stieg, um zu seinem Auftritt zu fahren. Sie sah die Blutspuren auf seiner

Haut und den wilden Blick in seinen Augen. Sie rief sofort die Nummer an, die die Polizisten ihr gegeben hatten.

Da wurde Alarm geschlagen.

Notovich war ein paar Wochen zuvor in Zusammenhang mit einem anderen Zwischenfall schon einmal vernommen worden. Senna war damals nach einem Verkehrsunfall ins Krankenhaus gekommen, und jemand hatte der Polizei den Tip gegeben, daß Notovich den Unfall absichtlich verursacht habe. Man hatte ihn verhört, aber das Opfer hatte keine Anzeige erstattet.

Dieser Vorfall machte Notovich nun zusätzlich verdächtig.

Er wurde inhaftiert.

In seiner Wohnung fand die Polizei nichts, was auf ein Verbrechen oder Selbstmord hingewiesen hätte. Jemand von der Spurensicherung kam in seine Zelle, um eine Probe des getrockneten Bluts von seinem Hals und seinen Händen zu nehmen. Notovich ließ ihn gewähren. Seine Kleidung wurde mit Schwarzlicht gescannt, doch man fand keine Blutspuren darauf. Sie wollten unter seinen Fingernägeln nach Hautpartikeln des möglichen Opfers suchen, nur waren diese zu kurz, wie bei vielen Pianisten. Immer wieder stellten die Ermittler dieselben Fragen und hielten ihn stundenlang fest. Notovich erinnerte sich an nichts.

An gar nichts.

Sie glaubten ihm natürlich nicht. Aber die Zeit drängte, denn ohne Beweise konnten sie ihn nicht unbegrenzt festhalten. Nachdem sie ihn eine Nacht lang verhört hatten, wurde er zu einer medizinischen und psychologischen Untersuchung in eine geschlossene Anstalt gebracht. Dort bekam er etwas zu essen und durfte sich duschen. Zum ersten Mal war er für einen Moment allein.

Als er sich auszog, roch er Sennas Parfüm auf dem T-Shirt unter seinem Oberhemd. Unbestimmte Gefühle wallten in ihm auf. Sie hatte dieses T-Shirt nachts oft getragen, darum trug auch er es so gern; es half ihm, in die richtige Stimmung für einen Auftritt zu kommen. Erst als er es weglegen wollte, bemerkte er, daß Blutflecke darauf waren. Er hatte das saubere Oberhemd offenbar vor dem Konzert über das T-Shirt gezogen. Die Polizei hatte es übersehen.

Sie hatten gesagt, daß er seine gesamte Kleidung in die Plastiktüte, die auf dem Bett lag, stecken solle, aber er stopfte das T-Shirt in ein Nachtschränkchen, bevor jemand hereinkam. Er wußte selbst nicht genau, warum.

Zwei Tage lang wurde er von Neuropsychologen untersucht. Zuerst wurde überprüft, ob er Verletzungen am Kopf hatte, dann wurden mehrere CTs gemacht, die ebenfalls nichts ergaben. Jeder Experte zog seine eigenen Schlußfolgerungen. Der eine sprach von einem verdrängten Trauma. Das würde von selbst wieder hochkommen (viel Reden sei die Lösung). Der zweite wies darauf hin, daß Notovich schon öfter Blackouts gehabt habe. Das könne auf verschiedene neurologische Erkrankungen hindeuten, von Parkinson bis zu beginnender Demenz. Experte Nummer drei war wortkarger. Er wolle keine Anschuldigungen äußern, die er nicht mit absoluter Sicherheit beweisen könne. Auf Drängen hin formulierte er nach sorgfältiger Abwägung des Für und Wider so nuanciert wie möglich seine Meinung: Notovich lüge wie gedruckt. Daraufhin wurde ein ausführlicher Persönlichkeitstest durchgeführt. Das Ergebnis war vorhersagbar. Er neige zu Labilität und neurotischem Verhalten. Jugendtrauma. Bindungsprobleme. Und noch ein paar interessante Erkenntnisse, die Notovich schnell wieder vergaß.

Seinem Anwalt reichte es. Die Polizei konnte Notovich nicht länger festhalten, denn es war noch nicht einmal eine Leiche gefunden worden. Also ließ man ihn vorläufig frei. Bevor er ging, zog er das T-Shirt unter seine anderen Sachen.

Die Polizei hatte in seiner Wohnung ziemlich gewütet. Er machte sich nicht einmal die Mühe, alles wieder aufzuräumen. Er klammerte sich an die letzten Reste von Sennas Geruch, die dort hingen: der Tee, den sie trank, das Deo, das noch auf dem Waschbecken stand. Fotos hatte er nicht, die waren für ihn immer nur kraftlose Waffen gegen die Sterblichkeit gewesen. Jetzt hätte er viel für ein einziges Paßbild gegeben.

Die Polizei unternahm inzwischen eine großangelegte Suchaktion nach Sennas Leiche. Sie wurde nicht gefunden. Auch die Blutanalyse erbrachte zur Verwunderung der Ermittler keinen schlüssigen Beweis. Die Proben enthielten nicht genügend DNA, um eindeutig feststellen zu können, ob sie von Senna stammten. Wahrscheinlich hatte er sehr geschwitzt oder Bodylotion auf der Haut gehabt. Niemand hatte mit diesem Ergebnis gerechnet.

Eine halbe Stunde später standen sie wieder vor Notovichs Tür. Es müsse doch irgendwo Kleidung mit Blutflecken liegen. Notovich sagte, seinen Anzug und sein Hemd habe er der Kripo bereits ausgehändigt. Sie wollten die Wohnung noch einmal durchsuchen. Aber Notovich, der durch seinen Anwalt darauf vorbereitet war, weigerte sich, die Polizei hereinzulassen; er habe nun genug mitgearbeitet. Die Stimme des Kriminalbeamten klang heiser vor unterdrückter Abneigung: »Wir kommen heute nachmittag mit einem Durchsuchungsbeschluß wieder. Sie verstehen, daß Sie sich für un-

sere Ermittlungen zur Verfügung halten müssen. Wenn Sie Paris verlassen, betrachten wir Sie als flüchtig.«

Notovich verstand das nur allzu gut. Er verstand, daß sein Leben vorbei war. Daß sie nie glauben würden, daß er sich an nichts erinnerte. Und daß sein Verlust nur noch größer werden würde, wenn er in dieser Wohnung bliebe, in dieser Stadt, wo er an jeder Straßenecke erwartete, ihr über den Weg zu laufen. Sobald die Polizei weg war, raffte er die aller-notwendigsten Sachen zusammen und verstaute sie in einer Tasche. Dann holte er seine Papiere und Bankkarten. Er wußte, daß es dumm war zu fliehen, aber er hielt es hier nicht länger aus.

Er nahm die Metro zum Bahnhof und kaufte sich eine Fahrkarte nach Amsterdam. Er bezahlte in bar. Als er in den Zug stieg, hielt ihn niemand zurück. Die Fahrt schien endlos zu dauern. Er war ständig darauf gefaßt, daß jemand seinen Paß verlangen würde, und verbarg sich stundenlang hinter seiner Zeitung. Es kam niemand. Als sie die niederländische Grenze passierten, fühlte er sich kaum erleichtert.

In Amsterdam versteckte er sich zunächst eine Zeitlang in einem Billighotel für Jugendliche und ließ sich einen Bart wachsen. Er kam fast nie aus seinem Zimmer, und niemand erkannte ihn. Er erwartete, daß die französische Polizei eine Großfahndung starten würde, doch das geschah nicht. Inzwischen hatte die Nachricht auch die Niederlande erreicht. Einer Zeitung entnahm er, daß seine Wohnung in Paris nochmals durchsucht worden war. Man hatte nichts gefunden. Die Franzosen forderten die niederländische Regierung auf, den Pianisten auszuliefern. Aber niemand wußte, ob er überhaupt in den Niederlanden war. Außerdem fand das Außenministerium, bei den Ermittlungen seien Fehler gemacht wor-

den. Notovich sei immer noch niederländischer Staatsbürger. Er habe Rechte.

Und so versandeten alle Versuche der Franzosen. Nach ein paar Wochen Gezerre stellten sie die Ermittlungen vorläufig ein. Dann erst wagte Notovich, seinen Anwalt unter dessen Privatnummer anzurufen. Der Anwalt reagierte ziemlich förmlich, denn genau wie Notovich fürchtete er, daß das Gespräch abgehört wurde. Er sagte, Notovich habe mit seiner Flucht einen großen Fehler begangen. Aber er ließ durchschimmern, daß es vorerst keinen Grund zur Besorgnis gebe, solange er sich nur ruhig verhalte. Ins Ausland dürfe er natürlich nicht reisen.

Der Fall kam tatsächlich nicht vor Gericht. Nicht, daß es Notovich viel ausgemacht hätte. Er hätte seine Zeit ebensogut in einer echten Zelle verbringen können. Sein Gedächtnisverlust war für ihn auch ein Gefängnis, allerdings eins, dessen Schlüssel verlorengegangen war. Das einzige, was er noch von Senna hatte, war das T-Shirt mit ihrem Geruch. Er hatte keine Ahnung, warum er sich nicht davon trennen konnte. Er hätte auch etwas anderes mitnehmen können, das ihn an sie erinnerte, das wäre zweifellos schlauer gewesen. Vielleicht brauchte er etwas, das ihm bewies, daß sie wirklich verschwunden war. Oder daß sie wirklich existiert hatte. Denn das Blut stammte von Senna, das wußte er genau.

Er zog in einen alten Abstellkeller, der früher ihm gehört hatte, doch jetzt auf den Namen seiner Halbschwester Linda lief. Der Keller war zehn Minuten zu Fuß von ihrer Wohnung entfernt. Sie kaufte ein, kochte ab und zu für ihn und war lange Zeit sein einziger Kontakt mit der Außenwelt. Er lag

den ganzen Tag im Bett oder auf dem Sofa, wusch und rasierte sich nicht und aß kaum etwas. Er sah niemanden.

Er wollte mit seiner Vergangenheit ins reine kommen, aber wie kommt man mit einem schwarzen Loch ins reine? Sein Gedächtnis hatte sich in einen pechschwarzen Strudel verwandelt, der alles verschluckte, was in seine Peripherie kam: Meteore, Monde, Planeten und Senna, die Sonne.

Eine überwältigende Müdigkeit kroch in seine Arme und Beine. Senna entglitt allmählich seiner verzweifelten Umarmung. Selbst an sie zu denken, wurde ihm zu anstrengend. Nachts konnte er nicht schlafen, und tagsüber konnte er nicht wach bleiben, so daß Tag und Nacht wie Sirup ineinanderflossen. Fast unmerklich und langsam wie ein Öltanker war seine Welt zum Stillstand gekommen. Sogar seine Wut verebbte. In seinen düstersten Momenten wollte er aus dem Fenster springen, aber er hatte nicht die Energie dafür. Und außerdem hockte er ja in einem Keller. Manchmal schrie er die Wände an. Vielleicht würde es Trost spenden, wenn jemand zuhörte, doch es hörte niemand zu.

Schließlich griff Linda ein. Sie steckte ihn unter die Dusche und brachte ihn zum Arzt. Widerwillig ging er mit, aber als er einmal da war, erzählte er offenherzig, wie er sich fühlte. Der Arzt erkannte ihn nicht als den großen Musiker. Er schaute die ganze Zeit auf seinen Computerbildschirm und schlußfolgerte dann: »So, es geht Ihnen also momentan nicht besonders? Das ist nicht so schön für Sie.« Dann verschrieb er ihm ein paar »Pillen«, durch die er sich besser fühlen würde.

Die Pillen halfen nicht.

Zu guter Letzt stellte Linda ihn einer Freundin vor, die hin und wieder mit Notovich reden wollte, wenn er das Be-

dürfnis danach hatte. Doch er roch die professionelle Fürsorge schon aus einem Kilometer Entfernung. Außerdem fand er es leichtsinnig von Linda, jemandem zu sagen, wer er war. Aber sie meinte, daß man Nicole vertrauen könne. Sie ließ das Thema vorläufig ruhen und fing eine Woche später wieder davon an. Nicole sei eine Psychiaterin, die für ihre Hilfe Fristen setze. Sie lasse ihre Patienten nicht einfach so herumwursteln. Außerdem könne er jederzeit damit aufhören. Was halte ihn noch zurück?

Eines Nachts sah er Senna im Traum vor sich. Er saß an den Tasten, und sie lag nackt bäuchlings auf dem Flügel, verspielt und herausfordernd, als wolle sie sagen: »Warum höre ich nichts? Ich warte hier schon eine Ewigkeit auf ein schönes Präludium.« Ein Teil von ihm wußte, daß er schlief und daß sie nicht echt war, aber er konnte sich nicht entsinnen, warum nicht. Er beugte sich zu ihr, und ihr Körpergeruch kroch ihm in die Nase. Tausend kleine Erinnerungen kamen hoch, tausend kleine Déjà-vus. Als er sie küssen wollte, zog sie den Kopf ein Stück zurück.

»Liebling . . . wirst du auch weiterhin für mich spielen?«

»Immer.«

Er spürte plötzlich, daß sie nicht allein waren. Im Halbdunkel glaubte er den Schatten eines Mannes auszumachen. Nach einigem Starren sah er deutlich das Funkeln in dessen Augen. Der Blick hatte etwas Bösesartiges. Notovich wollte den Mann fragen, wer er sei, aber tief im Inneren kam ihm die schemenhafte Gestalt vertraut vor, als würde er ihn schon seit Jahrhunderten kennen. Er hätte vielleicht Angst empfinden müssen, doch dem war nicht so. Der Mann im Dunkeln sagte nichts, sondern setzte sich an den Flügel und fing